

Maria

Autor(en): **Hagenbuch, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **2 (1926)**

Heft 14

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833725>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MARIA

EINE OSTER-ERINNERUNG VON HANS HAGENBUCH

(Nachdruck verboten)

Auf dem Brenner lag der Schnee noch tief, während drunten im Etschtal staubige Straßen vom Märzwind gefegt wurden. Aus braunen Sonnenhängen schimmerte schon das Hellrosa der Mandelblüten hervor.

Am Reiseziel war kaum mehr ein Unterkommen zu finden. Obwohl im voraus angemeldet, mußte ich in meiner Pension mit einem kleinen Zimmer im obersten Stockwerk vorlieb nehmen. Aber vielleicht genüge es mir, bis ein besseres frei werde, meinte begütigend die Gastwirtin.

Ich besah mir das Zimmer. Es trug die Zahl zweiundzwanzig und war mit anderen unmittelbar unter dem Dach in einen verschlagartigen Raum eingebaut. Aber dafür bot das Fenster um so ungehindertere Aussicht auf die fern überhöhten Bergspitzen. Das paßte mir. Die Kammer selbst machte den Eindruck der Sauberkeit, hatte elektrisches Licht und besaß sogar ein Sopha, auf das man sich mit einiger Sorgfalt setzen konnte.

Mit der Bedienung mußte ich Nachsicht haben, fügte die Wirtin bei. Sie sei in Verlegenheit gewesen und habe nun ein ganz junges Ding aus dem Welschen einstellen müssen, das kein Wort Deutsch verstehe. Aber das Mädchen sei willig, und im Notfall könnte ich mich immer an sie selbst wenden.

Das gedachte ich nun freilich keineswegs zu tun. Denn italienisch zu sprechen, fiel mir nicht schwer, ja bot höchstens einen Reiz für mich. Und dann war ich damals anfangs Zwanzig, also in einem Alter, da ein «junges Ding» als solches mehr interessiert, als die vollkommenste Bedienung. Was brauchte ich denn hier unten anderes als Sonnenschein und gute Luft, Aufheiterung nach drückenden Nebelmonaten voller Arbeit und Unrast? Sonnenschein vor allem, auch wenn er aus glänzenden Mädchenaugen kam!

Kurz und gut, die Entschuldigung der Hauswirtin, weit entfernt, mich abzuschrecken, hatte lediglich meine Neugierde erweckt. Kaum waren die bedächtigen Schritte aus der Treppe verklungen, so drückte ich auf die Klingel. Ich kam mir vor wie Aladin, der seine Wunderlampe reibt.

Was erschien, übertraf alle Erwartungen. Eines der holdseligen Wesen aus venezianischen Altarbildern stand leibhaftig vor mir. Wie süß, dieses noch kindlich runde Antlitz, eingefärbt von der Fülle schwarzer Haarflechten! Wie unter der Last der Wasserkrüge, die das Mädchen schleppete, der Reiz seiner zarten und doch so schneigen Gestalt sich entfaltete!

Und doch schämte ich mich im stillen all des Unsinnigen, der mir bei dem Gespräche meiner Wirtin durch den Kopf gegangen war. Der reine Glanz dieser großen dunklen Augen schien jedem frechen Gedanken Einhalt zu gebieten. Es war eine Schönheit, die entwaffnet.

Daß das Gespräch anfangs stockte, lag nicht am Italienischen. Außerdem hatte es das Mädchen offenbar eilig. Aber seinen Namen mußte ich doch noch wissen, ehe es ging.

«Maria!»

Nie in meinem Leben habe ich das bedeutungsschwere Wort mit so wunderbarem Klang auszusprechen hören wie von diesen Lippen.

Also Maria. Wie alt sie sei, forschte ich weiter, um das holde Geschöpf noch ein paar Augenblicke länger bei mir zurückzubehalten. «Sechzehn Jahre. Aber ich werde bald siebzehn.» Sie errödete leicht.

Maria war noch in jenem glücklichen Alter, da man gerne die Zahlen nach oben aufrundet.

Dann erzählte sie von ihrer Heimat, von den Rebbergen, in denen ihr Vater arbeitete, und kam, einmal vertraulich geworden, unvermerkt ins Plaudern, bis es läutete und sie erschreckt die Treppe hinuntereilte.

Die Unterhaltung wurde jedoch am nächsten Morgen wieder aufgenommen. Es war nicht viel, was wir uns zu sagen hatten. Aber nur schon die bloße Gegenwart Marias, der Klang ihrer Stimme und ihr so recht von Herzen kommandes Lachen bereite Genuß. Diese Morgen Gespräche, so kurz sie auch waren, gaben meinen Wandertagen einen freudigen Auftakt. Denn ich war fast beständig unterwegs, um das wolkenlose Wetter zu genießen.

Eines Abends kam ich müde, aber voller Sonne und bunter Bilder nach Hause. Zeitiger als sonst ging ich zum Nachhessen und suchte schon früh mein Zimmer auf. Während ich die vielen Treppen emporstieg, standen noch die roten Zacken der Dolomiten wie erstarrte Flammen vor meiner Seele. Der wenige Wein, den

ich getrunken hatte, schien das Blut in meinen Adern zum Kochen zu bringen. Oder war es die Sonnenglut, die in mir nachlohte?

Oben auf meinem Stockwerk angelangt — ich hatte immer noch das gleiche Zimmer Nummer zweiundzwanzig —, stutze ich einen Augenblick. Wie kam es, daß bei mir Licht brannte? Durch den offen stehenden Türspalt fiel ein heller Schein auf den Korridor.

Verwundert trat ich ins Zimmer. Aber welche Veränderung hatte sich in dem Raum vollzogen! Das Sopha war verschwunden, der Waschtisch

wie eine Unfreundlichkeit. Jedenfalls hatte Maria so oder so etwas anderes erwartet. Denn wenn sie mein Eintreten in ihre Kammer nur mit Lachen begrüßt hatte, so zeigte ihre kindliche Stirne eine kleine Falte, als ich mich zur Tür zurückzog. Daß ich dazu noch über die Schwelle stolperte, versteht sich. Aber ich war nun wohl oder übel draußen. Wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat, schlüpfte ich leise in mein Zimmer, nicht ohne mich diesmal zu vergewissern, daß es wirklich Nummer zweiundzwanzig war.

Tage an seine Unbefangenheit eingeübt. Zwar brachte mir das Mädchen mit der gleichen Freundlichkeit wie immer des Morgens meinen Kaffee. Aber das einfachste Gespräch wollte nicht mehr in Fluß kommen. Von dem abendlichen Ereignis sprach keines von uns ein Wort. Auch stand die Tür von da an nie mehr offen.

Dagegen erfuhr ich, daß Maria häufig zur Kirche ging. Sie drang in mich, daß ich mir das Heilige Grab ansehen sollte, das eben jetzt — es war Karsamstag — in der Pfarrkirche aufgebaut war.

Gern entsprach ich dem Wunsch. Mit den Schauern alter Kindheitserinnerungen besah ich mir die Heilandsgruft. Schwarz verhängt waren die Bilder des Hochaltars. Da plötzlich erblickte ich Maria. Sie kniete in einer Seitenkapelle und betete, den Kopf, wie unter der Last seiner Haarflechten, tief nach vorne gebeugt. Ich drückte mich in den Schatten eines Pfeilers, um nicht von ihr gesehen zu werden. Dort stand ich, in den Anblick dieses Bildes versunken, bis Maria sich erhob und mit ihrem beschwingten Gang über die ausgetretenen Steinfliesen der Türe zustrebte.

Da verstand ich, daß dieses Wesen, wie es auch beschaffen sein mochte, mit Gott und Natur in einem besonderen Verhältnis stehen mußte, von dem wir zwiespältige Menschen wohl das geringste wissen.

Maria, die ich erst zu Hause sprach, war sehr glücklich, daß ich das Heilige Grab schön gefunden hatte. Sie nahm mir auch das Versprechen ab, abends in die Auferstehung zu gehen.

Ich hielt mein Wort, sah den Zug der weißen Mädchen, die vom Rosenschein der Kerzen überhäutet waren, sah, wie unter schwankendem Baldachin und in Wolken von Weihrauch das Allerheiligste getragen wurde. Und dann, von Orgelgebraus und Posamentenstößen begrüßt, erschien das Bild des Erlösers in der Auferstehungsglorie. Draußen am Berge hallten die Böllerschüsse, und von den Türmen läuteten die Glocken, die in den letzten Tagen geschwiegen hatten.

Am Ostermorgen schien mir die Sonne hell ins Zimmer. Maria war, als sie mir das Frühstück brachte, in festliches Schwarz gekleidet. Sie hatte schon die Frühmesse besucht. Auf dem Servierbrett aber stand heute statt der gewohnten Semmeln das stolze, überzuckerte Gebäude eines Gugelhops, aus dem oben blaue Veilchen hervorlugten. Und inmitten des Straußes steckte eine kleine Kirchenfahne, auf deren roter Seide das Lamm Gottes mit den Auferstehungszeichen eingestickt war.

Maria weidete sich an meiner Ueberraschung. «Der Kuchen ist von der Patronin,» sagte sie endlich.

Von wem der Rest war, entnahm ich ihrem Blick.

Wieder befahl mich Verwirrung. Ich wollte danken und suchte nach dem rechten Wort. Aber Maria streckte mir einfach ihre Kinderhand mit einem herzlichen «buona festa» entgegen und verschwand.

Ich nahm die kleine Fahne zur Hand. Sie baumelte an einer Stricknadel, auf die Maria ein vergoldetes Kreuzchen gesteckt hatte.

Wie bleiben wir doch ewig Schuldner vor solch schlichten Geschöpfen Gottes!

Was hatte ich, um Marias Gabe zu erwidern? Einen verspäteten Dank und die paar freundlichen Worte beim Abschied. Das bißchen Trinkgeld, dessen Brauch mir noch nie so schäbig vorgekommen war.

Nur etwas ist es, womit ich dir, Maria, danken kann. Das ist mein treues Gedenken, das sich jedes Jahr um die Osterzeit in meiner Seele einstellt. Das ist die Versicherung, daß ich heute, wo dir der Gast von Nummer zweiundzwanzig längst dem Gedächtnis entschwunden sein wird und sich vielleicht in deinen blanken Augen bereits die Enttäuschung des Lebens malt, immer noch wie ein Kleinod die rote Auferstehungsfahne hege, die an keinem Ostermorgen auf meinem Frühstückstisch fehlen darf.

Nicht ohne innere Bewegung sehe ich wieder die Stricknadel, die einst deine kindliche Hand geführt hat, die bunte Stückerei auf dem Stückchen roter Seide.

Und in das Zwitschern der Vögel vor meinem Fenster, in den Ruf der Osterlocken mischt sich die Erinnerung an deine Stimme, Maria, an dein unvergessliches «buona festa!».



Phot. Rüchli

OSTERN IM TESSIN

Aufstieg zur Kirche in Gandria

zu einem kleinen eisernen Gestell zusammenschraubte. Und das Bett stand gar in der entgegengesetzten Ecke. In den Kissen aber bewegte sich etwas. Zwei kohlschwarze Augen blickten mich groß und erstaunt an.

Maria!

Jetzt erst begriff ich, daß ich mich in der Zimmertür geirrt haben mußte.

Ich wollte etwas sagen. Aber das Schweigen Marias verwirrte mich völlig. Wenn sie mich wenigstens gescholten hätte! Wie leicht wäre es mir geworden, mich zu rechtfertigen, im Scherz oder im Ernst, je nachdem. So aber stand ich wortlos im Banne dieser blanken Augen und dieses Mundes, der mich mit einer prächtigen Reihe weißer Zähne anlachte. Unruhig glitzerten die großen Ohrringe aus dem Haardunkel hervor.

War das reine Unbefangenheit eines Kindes oder die ebenso unbefangene Aufmunterung einer Wissenden? Beides schien mir im Augenblick gleich widersinnig. Ich war schon zu weiterfahren, um in solcher Lage mich ohne weiteres auf den Ton der Unschuld einzustellen und doch nicht verdoeben genug, um die Gelegenheit rücksichtslos auszunützen. Dieser Zwiespalt raubte mir Verstand und Sprache.

Der Boden unter mir begann zu brennen. Was ich schließlich mit einigem Stottern sagte, weiß ich selbst nicht mehr. Es sollte eine Entschuldigung sein, klang aber wahrscheinlich in der Hast der hervorgestoßenen Worte wohl

Dort hatte ich Zeit, über das Vorgefallene nachzudenken. Meine Phantasie, die mir im entscheidenden Augenblick das richtige Wort nicht hatte eingeben können, wurde nun nicht müde, sich nachträglich um so eifriger in Vermutungen zu ergoßen. Was hatte das alles zu bedeuten? War der offene Türspalt ein Zufall gewesen oder Absicht? Hatte er in diesem Falle mir gegolten — oder am Ende einem anderen, mir Unbekannten, dem das scheinbar so engelhaft Wesen heimlich seine Gunst schenkte? Aber wieso dann dieses unbefangene Lachen, dieses Fehlen jeder Bestürzung? Stechende Eifersucht wechselte mit tollkühner Hoffnung, dann wieder mit der Beschämung darüber, mich auf solchen Gedanken zu ertappen. Das einzig Sichere in dem wüsten Durcheinander von Gefühlen, die mich durchstürmten, war die Erkenntnis, daß ich mich in jedem Falle wie ein Schuljunge benommen hatte. Wie, wenn ich zurückginge, meinen Zweifeln ganz einfach ein Ende bereite? Wenn ich versuchte, wenigstens durch ein schlechtes, menschliches Wort das Lächerliche meines Rückzuges zu mildern?

Doch ich fühlte deutlich genug: dieses Paradies war für mich auf ewig verloren. Ich hatte von Baume der Erkenntnis genossen, und nun war die freundlich winkende Helle des Türspaltes zu einem Flammenschwert geworden, das mir den Eingang nach dem Garten Eden versperrte.

Mein Verhältnis zu Maria hatte von diesem